In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 264 — Posen, den 16. November 1929 — 3. Jahrg.



(24. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Sie wollte ihn wenigstens einigermaßen dafür entschädigen und drückte sich enge an ihn. Trotz der dicken Fellhandschuhe merkte sie, wie seine Finger zitterten. Als er den Mantel aus weißem Schafpelz öffnete, kuschelte sie sich mit einem leisen Kichern an seine Brust. Willig glitt ihr Kopf an seine Schulter und blieb dort ruhen. Während die Troika dahinschoß, brannte ihr Mund von seinen Küssen.

Einmal sah sie unter halbgesenkten Lidern zu ihm auf und schloß sie mit einem lähmenden Gefühl des Grauens. Es war das erstemal, daß sie sich vor ihm fürchtete. Seine Augen schillerten in einem Zuge von grausamer Härte. Ein offener Spott saß um seine Mundwinkel eingegraben.

„Barmherziger Gott!" Irgend jemand mußte um ihren Plan wissen und hatte Verrat geübt. — Oder war es nur die Angst, die sie auf einmal solche Schauer empfinden ließ?

„Frieren Sie, Marion?"

Sie spürte den Hauch des Mundes, der über ihr fragte und vermochte nur den Kopf zu schütteln. Sie dachte sogar einen Moment daran, wirklich und wahrhaftig seine Frau zu werden und mit ihm nach der Krim oder irgend wohin zu ziehen, wo niemand um sie, seine und ihre Vergangenheit wußte.

Aber dann sah sie eine Strecke nach vorne Dimitris Kopf aus dem Schlitten tauchen. Ab und zu wandte er das Gesicht. Es war so weiß wie der Schnee, den die Pferdehufe gegen den Wagen spritzten.

„Dimitri!" — Zwei Männern konnte sie nicht Weib sein. Wozu floh sie denn überhaupt aus Petersburg. Nikolajewitsch war ja frei. Sie brauchte nur das Wort zu halten, das sie Petroff gegeben hatte. Ihre Gedanken begannen sich zu verwirren, denn als die Erregung abflaute, konnte sie wieder ganz ruhig erwägen, daß man es einfach auf den Versuch ankommen lassen mußte. Wenn es nicht glückte, mußte man eben die Folgen auf sich nehmen, mußte Alexei Petroff heiraten, oder in eines der Gefängnisse wandern, deren es in Petersburg so viele gab und einer Kugel ins Auge sehen können.

„Woran denken Sie, Marion? — Sie seufzen schon zum zweiten Male."

„Wirklich, lieber Petroff? — Ich habe von der Krim geträumt und einem Hang von Veilchen! — Es gibt doch Veilchen dort?"

Das tadellose Gebiß seiner Zähne leuchtete wie eine Kette weißen Silbers aus seinem Munde. „Sie können dort in Wohlgerüchen baden, Liebste. Meine Besitzung liegt in Sebastopol. Neapel ist nur ein Schatten dieser Stadt. — Wir werden sehr glücklich sein."

„Sehr glücklich", höhnte der eisige Nordwind, der um Marions Wagen fegte. Der Schlitten bog in einen Wald, wo Fichten, Lärchen, und weißschälige Birken sich unter schweren, weißen Lasten bogen. Scharen von Krähen hoben sich aus den Wipfeln. Mit breitem Flügelschlage strichen sie unter den blauen Tinten des Himmels dahin, wie Fetzen schwarzer Trauerfahnen, die Stürme von fernen Masten entführt hatten.

Marion sah mit aufmerksamen Augen, wie verschieden die Fährten waren, die sich auf der weißen Schneedecke eingeprägt hatten. Sie wußte nicht, welche Tierart sie zurückgelassen haben würde, begriff nur, daß es vielerlei Raubzeug sein mußte, dessen Wechsel sich hier kreuzten.

Plötzlich wurde das Klingeln der Schlitten von hundeartigem Geheul durchbrochen.

„Wölfe", sagte Petroff gleichmütig und verspürte im selben Augenblick, wie der Frauenkörper an seiner Brust zusammenzuckte. Er lachte auf, steckte den Kopf zum Schlitten hinaus und sah vier hundeartige Geschöpfe von respektabler Größe die hartnäckig hinter dem Schlitten herliefen.

„Schießen Sie! —" bat Marion und schauderte zusammen.

Petroff rief dem Rosselenker ein paar Worte zu, der sofort die Pferde zu schärferem Laufe antrieb.

„Schießen Sie! —" Marion hörte das Heulen nun dicht hinter sich aufklingen.

Er verneinte mit dem ruhigsten Gesicht der Welt. Es besteht absolut keine Gefahr, meine Liebe. Sollen sie uns nachlaufen, wenn sie Lust dazu haben. Ein Wolf ist ja so furchtbar feige. Die Bestien denken ja gar nicht daran, uns anzugreifen. Wenn wir nicht umwerfen, oder eines unserer Pferde fällt, ist keinerlei Grund vorhanden, sich irgendwie zu ängstigen."

Die Diva beruhigte sich wieder, sah aber trotzdem mit furchtsam weit geöffneten Augen nach den schwarzen Leibern, die unentwegt ihrer Spur folgten — Dann blieben sie zurück. Ihre Umrisse wurden kleiner und schrumpften zusammen zu unkenntlichen Punkten. Nur ab und zu noch drang ihr Geheul, vom Winde aufgenommen, herüber.

Und weiter flogen die Gefährte. Durch Wälder, über Schneefelder, die mit trostlos ermüdender Einförmigkeit sich wie Unendlichkeiten dehnten. Auf Marion wirkten die Schauer dieser Einöde beängstigend. Unter den Kufen des Schlittens begann es zu krachen, zu bersten. Sie fuhr aus den Pelzen auf und rüttelte Petroff an den Schultern.

Er zog sie wieder auf ihren Sitz zurück und hielt ihre Hände zwischen den seinen. „Wir fahren über die Tundren. Im Sommer vermag der schwankende Boden keinen einzelnen Menschen zu tragen. Jetzt kann ein Regiment Kosaken darüber reiten, ohne Gefahr zu laufen. Das Knirschen und Schwanken des Eises darf Sie nicht erschrecken."

Marion beruhigte sich wiederum, atmete aber auf, als sich der erste Tag zu Ende neigte und Petroff nach der Ortschaft deutete, deren grüner Kirchturm sich in den nachtschwarzen Himmel schraubte. Der Schlitten bog in eine Straße mit einer Reihe einstöckiger Blockhütten, deren vorspringende Dächer an deutsche Gebirgshäuser erinnerten.

Der Kommissar schien erwartet zu sein. Aus einer der Türen sprangen mehrere Soldaten und erwiesen ihm ihre Ehrenbezeugung. Er hob Marion aus dem Schlitten und stellte sie sorglich auf die Füße. Sie ging wie eine Marionette an seinem Arm und vermochte vor Steifheit der Glieder kaum zu trippeln. Mit gemischten Gefühlen sah sie nach den Hütten mit den primitiven Türen aus grobzusammengezimmerten Brettern, und den beiden mit Schiebern versehenen Oeffnungen, die als Fenster und zugleich als Abzug für den Rauch Verwendung fanden.

Petroff hielt ihre Hand auf seinem Arme fest und ging, gefolgt von den anderen und von den Soldaten, zu einem gutgebauten Hause, das sogar einen Schornstein aufwies, wie Karsten anerkennend bemerkte.

Man war dankbar für die herrliche Wärme, welche aus dem Flur strömte. Das Zimmer, in welchem man zu Abend saß, war geräumig, bequem, sogar ein bißchen ausgemalt. Marion, welche Dimitri gegenübersaß, aß mit Appetit und nahm zweimal von dem Gericht, das aus Fleisch bestand, welches in einem Gemisch von Erbsen, Rüben, Bohnen und saurem Kohl gesotten war. Nur den Kwaß, das russische Nationalgetränk, verschmähte sie und schüttelte sich ekelerregend als Karsten denselben als deutsches Bier lobte. Sie fand ihn scheußlich.

Ab und zu sah sie zu Dimitri hinüber. Er hatte kaum einen Bissen zu sich genommen. Seine Augen hingen an einer

Stelle der Wand, die von zwei grünen, verschlossenen Vorhängen verdeckt wurde. Schon beim Eintreten hatte er eine Verneigung dorthin gemacht, mit den Fingern der rechten Hand ein Kreuz gezeichnet und etwas dabei gemurmelt.

„Armer Dimitri!" Es war gut, daß Karsten seine Laune noch nicht eingebüßt hatte. Die Unterhaltung ging fast ganz auf seine Kosten.

Marion glaubte am anderen Morgen, es wäre nur ein Traum, daß sie in einem hochgetürmten, großkarierten Bette lag und Siga mit einer Tasse heißen Tee vor ihr stand.

„Das Bad ist fertig, gnädige Frau."

Die Diva strich ihr über den Aermel des schwarzen Kleides und lächelte verlegen. „Siga, ist das nun richtig, was du von einem Bad gesagt hast?"

„Gewiß, gnädige Frau."

Marion stieg aus dem Bett, griff sich an den Kopf, brach in nervöses Lachen aus und folgte dem Mädchen einen langen Gang zurück. —

Aus einer großen, blendend sauberen Zinkwanne stieg verlockender Dampf gegen die Decke. Sie warf eine Hand voll Badesalz ins Wasser, maß die Temperatur und war der Herrin bei der Waschung behilflich.

„Nebenan befindet sich noch eine zweite solche Stube", berichtete das Mädchen leise. „Der Kommissar hat vor einer halben Stunde in ganz heißem Wasser gebadet und ist dann nackt in den Schnee unter seinem Fenster gesprungen. Er hat sich ein paar Mal darin gewälzt, dann lief er eine Strecke, riß einem Soldaten das Gewehr aus der Hand, schlug damit die Eisdecke des Brunnens ein, tauchte zweimal unter und kehrte dann ins Haus zurück, wo er noch einmal in die Wanne sprang."

„Der Mensch ist verrückt", sagte Marion und schüttelte sich. Ihr Körper bekam, was man in Deutschland eine Gänsehaut nennt.

Beim Frühstück, das man stehend nahm, weil draußen bereits die Schlitten warteten, fragte sie Petroff, wie ihm das Bad bekommen wäre. Er war sehr vergnügt, berichtete, ohne zu prahlen, daß er jedesmal nach einem Dampfbad sich im Schnee zu wälzen oder in Eiswasser zu springen pflege, um sich abzuhärten.

Dimitris Blick hing an ihm. Verärgert wandte sich der Kommissar ab. Es gab Erinnerungen, die man am liebsten ausgelöscht hätte, wenn es möglich gewesen wäre.

Aber gerade diese eine, welche sich ihm jetzt aufgedrängt hatte, ließ sich nicht aus seinem Gedächtnis bannen. Von solch einem Bade und folgender Nachkur hatte er einmal eine schwere Lungenentzündung davongetragen. Dimitris Mutter hatte ihn nicht ins Krankenhaus bringen lassen, sondern zu Hause gepflegt, und Nikolajewitsch hatte viele Stunden und Nächte an seinem Bette gesessen, bis die Krisis vorüber war.

Er wollte die Vergangenheit abschütteln und schritt mit Marion hastig nach dem Schlitten, der schon in den nächsten Minuten wieder über das Schneefeld jagte.

Der zweite Tag verlief ohne jedes bemerkenswertere Ereignis. Dafür war die Nacht umsomehr von Unruhe erfüllt. Am nächsten Abend hoffte man das Ziel zu erreichen. Karsten sondierte bei den Kutschern. Er hatte ihnen schon vorher sehr häufig Zigarren, Tabak, Branntwein und reichliches Trinkgeld zugesteckt. Es war ein Risiko ohnegleichen, wenn er ihnen auch nur teilweise seinen Plan enthüllte.

Während sie aus ihren Pfeifen qualmten, versuchte er unter dem Rauch hindurch ihre Gesichter zu studieren. Unter den dünnen Lippen des nicht sehr großen Mundes sah er blendendweiße Zähne leuchten. Kleine durchdringende Augen bohrten sich in die seinen in einem Gemisch von Ernst und Gutmütigkeit, zuweilen sogar von Schwermut, aber auch von großer Verschlagenheit Zeugnis gebend. Es schien eine leidenschaftliche Heftigkeit in diesen scheinbar abgestumpften Kreaturen zu wohnen. Sie waren nicht eben gesprächig, aber doch von einer gewissen Höflichkeit.

„Ich muß es versuchen", dachte Karsten und zögerte noch immer. Dimitri hatte ihm das Kuvert mit den Juwelen ausgehändigt, die er im Zimmer der Mutter gefunden hatte. Er schüttete den Inhalt wie zum Spiel in die gewölbte Fläche seiner linken Hand, sah die begehrlichen Blicke und wagte das erste Wort des Vertrauens.

„Ihr könnt euch die Steine verdienen, wenn ihr wollt."

Schweigen. — — —

„Wie lange haben wir morgen noch zu fahren, bis wir Archangelsk erreichen?"

„Acht Stunden, Herr."

„Ist unterwegs noch eine Ortschaft, die wir passieren müssen?"

„Nein. — Nur mehr Wald und Moore."

Karstens Brust zerrte bald das Hemd entzwei, so rang er nach Atem. — Es mußte sein — Ueber den grobgezimmerten Tisch geneigt, riß ihm der eiserne Wille zum Leben das Wort vom Munde. Er fühlte nassen, tropfenden Schweiß an sich kleben, als er in die behaarten Gesichter sah, deren aufwärts gebogenen, etwas umgestülpten Nasen ihn plötzlich wie häßliche Fratzen anzugrinsen schienen.

Er war nun in ihrer Hand und mit ihm die anderen. Nun gab es kein Zurück mehr. Er ließ die Steine auf die ungehobelte Platte des Tisches rinnen. Trotz des armseligen Dochtes der Oellampe, die nur ein kümmerlich rotes Licht in engem Kreise warf, schillerten die Juwelen in verführerischem Sprühen.

Er verstand das Russisch nicht, das die drei Männer sprachen, sah nur die unvermindert beharrlichen Blicke — dann ein Kopfschütteln des einen, das Karstens Gehirnhaut wie bei einer Skalpierung zusammenbog. Die beiden anderen schienen ihm recht zu geben. Ihre Hände schoben die Steine abwehrend von sich.

Karsten verwandte seinen ganzen Willen darauf, seine Enttäuschung zu verbergen. Die Steine repräsentierten ein Vermögen, von dem man ein ganzes Leben lang zehren konnte. Er nahm die Brieftasche heraus, legte drei Tausenderscheine in deutschen Rentenmark daneben und lächelte ermutigend.

Drei Augenpaare starrten darauf hin, suchten sich dann gegenseitig zu durchbohren und senkten sich wieder. Zuerst öffnete der älteste der Männer die Lippen. Die beiden anderen folgten. Und wieder konnte Karsten nicht verstehen, was sie sprachen. Der Alte winkte ihn dicht zu sich heran.

„So, wie Ihr meint, Herr — geht es nicht."

„Wie dann? — —

„Dem Kommissar einfach vor der Nase wegfahren? — —" Er lachte kichernd. „In einer halben Stunde wären wir eingeholt." Karsten näher heranziehend, flüsterte er ihm etwas ins Ohr, was diesem alle Farbe aus dem Gesichte nahm.

„Nein! — — Das nicht."

Ein Achselzucken der Kutscher — keiner sprach mehr.

Der Regisseur hatte keinen Spiegel bei der Hand, aber er wußte deutlich, wie er jetzt aussah: Ein Mensch, dessen Haar in einer Minute schlohweiß geworden ist und der mit einem Toten mehr Aehnlichkeit als mit einem Lebendigen trug.

Er stützte die Hand auf die Platte des Tisches und türmte die Steine zu kleinen Würfeln. Tierhaft gierig legte der ältere der Männer die Arme darüber. Als kaue er schwer Verdauliches, begann er zu sprechen. Die anderen horchten ihm zu. Karsten beugte sich dicht gegen ihn, um kein Wort zu verlieren.

„Es ist gut!" sagte er, als der Mann geendet hatte. „Ich werde dich übrigens davon verständigen. Je einen Tausendmarkschein bekommt ihr jetzt schon. Die Juwelen in Archangelsk."

Man trennte sich, ohne noch ein Wort darüber zu verlieren.

Einer der Kutscher glaubte im Hintergrunde der Stube ein Geräusch vernommen zu haben. Aber es konnten auch Mäuse und Ratten gewesen sein. Zudem hatte man ganz leise gesprochen. Aber Kommissar Petroff war nicht zu trauen. Erst als sich einer von ihnen überzeugt hatte, daß er in dem großen Zimmer neben der deutschen Frau saß und keinen Gedanken an etwas anderes als dieses gottverdammt schöne Weib hatte, beruhigte man sich und legte sich schlafen.

Karsten klopfte gegen vier Uhr morgens, wie vereinbart, bei der Diva an und teilte ihr mit, wie man die Sache plane. Sie fand es sehr gut. „Es tut mir zwar sehr leid", sagte sie und rieb sich fröstelnd die Hände, „aber Dimitris Leben geht vor."

„Sie wissen, was Sie zu tun haben, Frau Marion?"

„Ja, ich weiß."

„Ich werde Ihnen, wenn die Wegstrecke erreicht ist, ein Zeichen geben: Können Sie sehen, wenn ich meine Pelzkappe lüfte?"

„Ja."

„Wollen wir Dimitri etwas davon sagen?"

„Um Gotteswillen, nein. Er läßt dich lieber an die Wand stellen, als daß er zugibt, daß einer für ihn stirbt. Ich kenn ihn doch."

„Wir wollen hoffen, daß alles gut verläuft."

„Ja, wir wollen's hoffen, Karsten."

(Schluß folgt.)

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

6. Athen.

Bald sind wir in der Hauptstadt Griechenlands angelangt; es war gegen Mittag. In schneller Autofahrt gelange ich zu meinem am Verfassungsplatz gelegenen Hotel „Britannia“ und bekomme hier im ersten Stock ein Zimmer. Es war nicht gerade groß, aber dafür sehr hoch, wahrscheinlich deshalb, damit genügend Luft vorhanden sei. Der Verkehr in Athen ist sehr stark; unaufhörlich ratterten vor dem Fenster die Automobile vorbei. In dem Straßenbild fielen mir unangenehm die unnatürlich rot bemalten Lippen der Damen auf. Dafür erlebte ich im Hotel an einer Vertreterin des weiblichen Geschlechtes eine besondere Freude. Unter dem älteren Dienstpersonal befand sich eine katholische Elsässerin, mit der ich als Geistlicher bald bekannt wurde, so daß sie mir in dem Wäscheschrank — sie hatte die Verteilung der Wäsche zu besorgen — ein Altärchen zeigte, vor dem sie in stiller Stunde ihre Andacht zu verrichten pflegte. Gewiß ein rührendes Beispiel von innerer Religiosität bei dem von seinem Dienste so sehr in Anspruch genommenen Hotelpersonal! Eine zweite Ueberraschung gab es für mich beim Mittag; denn hier konnten wir uns an Pilsener Bier aus Amsterdam laben, das, vom deutschen Direktor des Hotels empfohlen, von einem französischen Kellner der polnischen Reisegesellschaft eingeschenkt wurde. Nach dem Mittag gönnte ich mir eine kleine Rast und machte mich dann, da ich den vom Programm freigegebenen Nachmittag ausnutzen wollte, mit einer kleinen Gruppe auf zum Besuche der Akropolis. Es war uns aber nicht gleich klar, wohin wir uns zu wenden hatten; denn vor unseren Blicken erhoben sich gerade einander gegenüber zwei Berge. Auf unsere Fragen erfuhren wir, daß der im Westen gelegene die Akropolis sei; so konnte der im Osten nur der Lykabettos sein; da auch er bebaut ist — er trägt ein Kirchlein zu Ehren des hl. Georg (darum heißt er jetzt Georgsberg) und ist mit einer Ringmauer eingefaßt —, ist es leicht erklärlich, daß wir Neulinge nicht wußten, welcher der beiden Berge das Ziel unserer Sehnsucht sei. Durch enge ansteigende Gassen ging es nun zur alten Ruhmesstätte der Athener. Bald schritten wir an der Nordseite des achtzig Meter über das Niveau der Stadt sich erhebenden Kalksteinfelsens hin, ließen den Areopag, die Stätte der Predigt des hl. Paulus, rechter Hand liegen und standen in einigen Minuten am Westfuß des ungefähr 270 Meter langen und 146 Meter breiten rechteckigen Felsplateaus. Hier ist auch der einzige Zugang zur Akropolis; denn die übrigen drei Seiten fallen steil zur Ebene ab. Da sich darum der Fels leicht verteidigen ließ, siedelten sich die Athener zuerst auf ihm an, erst später unten auf der Ebene; zweckmäßig wurde darum die Felsenstadt Akropolis, d. h. Oberstadt, genannt; seit dem 5. Jahrhundert vor Chr. diente sie nur noch religiösen Zwecken. Damals wurden unter Perikles, dem bedeutendsten Staatsmanne Athens, die terrassenförmig ansteigenden Treppen erbaut, über die wir zu den Propyläen, einem Prachttor, gelangten, das in der Hauptsache aus einem Mittelbau mit fünf verschieden breiten Durchgängen besteht; sechs dorische Säulen auf der Außen- und sechs jonische Säulen*) auf der Innenseite trugen die farbenfreudige Decke, die heute vollständig zerstört ist. Rechts von den Propyläen erhebt sich, gleichfalls aus jener Zeit stammend, der zierliche Niketempel zu Ehren der Siegerin Athene; er ist seit 1836 neu aufgebaut. Hinter den Propyläen gehen wir über herumliegende Steine, die wahrscheinlich Ueberreste von Postumenten der hier sich früher zahlreich erhebenden Bildsäulen sind, nach rechts zum Parthenon, dem Jungfrauenhaus, dem Tempel der jungfräulichen Göttin Athene, dem bedeutendsten Baudenkmal aus der Zeit des Perikles. Auf einem dreistufigen Unterbau ruhend, erstrahlte dieser herrliche dorische Säulenbau, dessen Großteil zum Glück noch erhalten ist, teils mit dem natürlichen Glanze seines Materials, dem Marmor vom Berge Pentelikon, teils von buntfarbiger Bemalung. Den Ostgiebel schmückte die Geburt der Athene, der westliche verherrlichte ihren Sieg über Poseidon im Kampfe um den Besitz Attikas. Um die Wand des inneren Tempelhauses lief der berühmte Fries, der den panathenäischen Festzug, das Hauptfest Athens, darstellte; leider ist er von Lord Elgin, der 1799 bis 1803 englischer Gesandter in Konstantinopel war, 1816 fast vollständig ins Britische Museum in London übergeführt worden. Im Innern des Heiligtums erhob sich, 12 Meter hoch, die berühmte Goldelfenbeinstatue der Athene von Phidias. An diesem Prachtbau waren die Jahrhunderte mit auffallender Schonung vorübergegangen. War auch die Statue der Athene von Kaiser Justinian (527—565 n. Chr.) nach Konstantinopel gebracht worden, so blieb doch der Bau als ganzer ungefähr 2000 Jahre lang erhalten. Im Jahre 630 wurde er in eine christliche Kirche zu Ehren der göttlichen Weisheit verwandelt und 1456 von den Türken in eine Moschee, indem in die Nordwestecke ein Minarett gesetzt wurde. Verhängnisvoll wurde dem Parthenon das 17. Jahrhundert: damals explodierte 1656 infolge eines Blitzschlages die von den Türken in den Propyläen angelegte Pulverkammer, und 1687 erfolgte eine zweite Explosion durch eine von den Venezianern bei der Belagerung geschleuderte Bombe. Gegenüber dem Parthenon erhebt sich das Erechtheion, der Tempel eines alten Königs Erechthus, von Perikles neu erbaut, aber erst später vollendet. Sein größter Reiz ist der entzückende Südbalkon, dessen Decke durch sechs schlanke Jungfrauen gestützt wird; leider mußte eine von ihnen ins Britische Museum wandern und darum durch eine Kopie ersetzt werden. Diese sechs Mädchen, die Körbe auf ihrem Haupte tragen, wahrscheinlich als Gabe an die Göttin Athene, sind unter dem Namen Karyatiden (der Ursprung des Wortes ist zweifelhaft) weltbekannt; denn oft genug sind später bei Balkonen Karyatiden statt der Säulen als Stützen verwendet worden.

Zwischen Erechtheion und Parthenon, mehr den Propyläen zu, standen früher eine Menge Statuen; die berühmteste von ihnen war das 20 Meter hohe Erzbild der Athene Promachos (Vorkämpferin) von Phidias; seine vergoldete Lanzenspitze leuchtete weit hinaus ins Meer und winkte dem Seefahrer den Gruß Athens zu. Nun lassen wir unsere Blicke rundum schweifen. Im Südwesten lugt blauschimmernd das Meer hervor, wo im Jahre 480 die Flotte des Xerxes in der Schlacht bei Salamis von Themistokles vernichtet wurde. Nach den anderen Himmelsrichtungen begrenzen kahle Berge die Ebene: im Osten der 1027 Meter hohe Hymettos, im Altertum wie auch jetzt wegen seines Thymians und Honigs geschätzt, im Nordosten der marmorreiche Pentelikon (1109 Meter) und im Westen der Aegaleos, auf dem Xerxes sich hatte einen Thron aufschlagen lassen, um die Seeschlacht bei Salamis beobachten zu können. Zwischen all diesen Ruinen der edelsten Kunstschöpfungen des Altertums standen wir nun ergriffenen Geistes und lauschten den erklärenden Worten eines befreundeten Gelehrten aus Posen (Prof. Dr. Severin Kowalski aus dem Priesterseminar), den wir dort zufällig mit einer anderen Gruppe getroffen hatten. Nur schwer konnten wir uns am Abend von dieser Stätte trennen, um im Hotel uns zum Abendbrot einzustellen.

Des anderen Tages, Freitag, den 12. April, suchte ich zunächst den nicht weit von unserm Hotel gelegenen, dem hl. Dionysius geweihten Dom auf; der Andrang zu seinen Altären durch die Priester unserer Reisegesellschaft, es waren im ganzen ungefähr 50, war überaus stark. Auf dem Wege zum Dom fand ich in einer Seitenstraße das Heim der Deutschen Gesellschaft; gern hätte ich es aufgesucht; da aber als Sitzungstag der Sonnabend angegeben war, an dem wir bereits Athen verlassen sollten, mußte ich darauf verzichten. Am Vormittag gegen 10 Uhr begann die Rundfahrt zu den Sehenswürdigkeiten Athens. Ich schloß mich einem Führer an, der seine Sache ausgezeichnet kannte und gut deutsch sprach. Die Autos brachten uns zunächst zu dem imposanten Stadion, das Sitzreihen für 25 000 Zuschauer und darüber aufweist; in seiner jetzigen Gestalt ist es 1895 dank der Hochherzigkeit des reichen Griechen Aberoff erbaut worden; 1896 fanden in ihm aufs neue die Olympischen Spiele statt; sonst dient es auch als Ausstellungsgebäude. Vom Stadion fuhren wir zum Olympieion, dem Tempel des Zeus; fast 700 Jahre ist an ihm gebaut worden; denn 530 v. Chr. von Pisisteratus, dem Tyrannen von Athen, begonnen, wurde er erst durch Antiochus Epiphanes, König von Syrien, den bekannten Verfolger der Juden, 174 v. Chr. weitergeführt und von Kaiser Hadrian 135 n. Chr. vollendet. Was muß er einst für einen prächtigen Anblick geboten haben! Auf einem weiten Platze erhoben sich rund um den 116 Meter langen und 56 Meter breiten Tempel, in dessen Mitte die Elfenbeinstatue des Zeus stand, 120 Säulen zu 18,28 Meter Höhe; heute halten nur noch 16 dieser Riesensäulen gewissermaßen eine feierliche Totenwacht. Ein ganz neues Stadtviertel entstand um diesen Tempel, die Hadriansstadt; durch den Hadriansbogen war sie mit der Altstadt verbunden. Durch dieses Tor fuhren wir an dem Marmor-Rundtempelchen des Lysikrates, dessen Dachkuppel einst den Dreifuß, den Siegespreis bei den Dionysischen Festspielen, trug, vorbei zum Tempel und Theater des Dionysos oder Bachus am Südabhang der Akropolis. Hier wurden einst die klassischen Stücke des Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes gespielt. Das Theater faßte 30 000 Zuschauer. Die Sitze für sie bestanden zunächst aus Holz; als aber in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts das sie tragende Gerüst zusammenstürzte, richtete man den Abhang des Burgfelsens durch Aufschüttungen zum Unterbau für Zuschauersitze aus Stein her; die untersten Plätze waren die vornehmsten; besonders prächtig war der noch jetzt erhaltene Sitz des Priesters des Dionysos. Oberhalb des Theaters sieht man am Bergabhang zwei Säulen, einen Ueberrest der Dreifußstraße, die um die Ostseite der Akropolis zum Theater des Dionysos führt. Jetzt brachte uns das Auto an den Fuß der Akropolis. Ich bestieg sie noch ein-

*) Die dorische Säule hat keine Basis, der Schaft weist 20 senkrechte Rinnen auf, das Kapitäl ist ohne Zierat; die ionische Säule hat stets eine Basis; ihr Kapitäl ist an beiden Seiten durch Schnecken gekennzeichnet; die korinthische Säule erkennt man an dem kelchartigen Kapitäl.

mal mit den anderen, um das gestern erworbene Wissen zu ergänzen. Von der Höhe des Burgfelsens schauen wir zunächst auf das an seinem Südwestabhang gelegene Odeon oder Theater des Herodes Attikus. Es stammt nicht aus der klassischen Zeit, sondern aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. und ist von dem Rhetor gleichen Namens zum Andenken an seine Gattin Appia Regilla erbaut worden; es konnte 6000 Personen fassen. Weiter hinaus gegen Südwesten sieht man drei Tore, die als Gefängnis des Sokrates bezeichnet werden, und noch weiter auf dem der Akropolis an Höhe nicht nachstehenden Musenhügel das große Denkmal des Philopappus, des von Kaiser Vespasian 73 n. Chr. abgesetzten Königs von Kommagene im nördlichen Syrien. Im Westen der Akropolis liegt ziemlich nahe der Hügel Pnyx, wo die alten Athener ihre politischen Versammlungen hatten; die Rednerbühne ist in den Felsen gehauen und blickt hinüber zu einer Mauer aus enormen Blöcken, an denen die Zuhörer sich sammelten. Rechts von der Pnyx nach Norden zu liegt der Areopag oder Marshügel, wo der oberste Gerichtshof seine Sitzungen abzuhalten pflegte. Man sollte darum meinen, hier einen weiten, ebenen Platz zu finden. In Wahrheit aber erblicken wir einen kahlen unebenen Felsen, der weder sehr hoch noch sehr umfangreich ist. Vielleicht erstreckte er sich früher noch weiter gegen Norden zu, dort wo jetzt der Fels jäh abstürzt in dunkle Tiefen. Auf diesem Felsen hielt einst der Apostel Paulus seine berühmte Predigt über den unbekannten Gott, dem die Athener gleich den übrigen Göttern einen Altar errichtet hatten, um nicht seinen Zorn auf sich herabzurufen. Ihn will nun Paulus dem Griechenvolke verkünden. Und er spricht von der Torheit des Götzendienstes, ruft die Athener zur Buße auf, weil der Tag des Weltengerichts nahe sei, durch einen Mann, den Gott durch seine Auferstehung von den Toten bei allen beglaubigt habe. Als die Athener von der Auferstehung von den Toten hörten, spotteten die einen, während die anderen erklärten: Hierüber wollen wir dich ein andermal hören. So ging Paulus aus ihrer Mitte weg; nur einige wenige schlossen sich ihm an und wurden gläubig; unter ihnen Dionysius, ein Mitglied des Areopag, der spätere Bischof von Athen, und eine Frau mit Namen Damaris. Hatte so auch die Predigt des Apostels scheinbar keinen großen Erfolg, so ist sie doch ein Zeugnis für seinen Bekennermut; um dieses Ereignis in uns wieder wachzurufen, haben wir auf dem Aeropag die Predigt des Apostels aus der Apostelgeschichte, Kap. 17, 15—34 laut vortragen lassen. Den Abschluß unseres Besuches auf der Akropolis bildete die Besichtigung des hinter dem Parthenon gelegenen Museums. Da ist der Kampf der Göttin Athene mit dem Riesen zu sehen, wohl ein Sinnbild des Triumphes der Ordnung über die rohe Gewalt, ferner das Standbild des Epheben, des griechischen Jünglings, der außer dem schönen Körper die schöne Seele widerspiegelt, und das Denkmal für die in den Freiheitskämpfen gegen die Perser Gefallenen: ergreifend ist hierbei der Anblick der Göttin Athene, die im Helm, auf den Speer gelehnt, in edler Trauer zu Boden schaut. Nachmittags begannen wir unsere Besichtigung im Norden der Akropolis am Turm der Winde, einem rechteckigen, im letzten Jahrhundert vor Christi errichteten Turm; auf jeder der acht Seiten sind die Winde als geflügelte männliche Gestalten zur Bezeichnung der Himmelsrichtungen abgebildet; auf der Spitze des Daches stand ein drehbarer Triton aus Bronze, der mit seinem Stabe die Richtung angab, woher die Luftströmung kam. Ganz in der Nähe deuten ein paar Säulen die ausgedehnten Ruinen des römischen Marktplatzes an; dann kamen wir an der Stoa (Halle des Hadrian vorbei, von deren Pracht noch sieben korinthische Säulen zeugen, und gelangten von dort aus zum vortrefflich erhaltenen Tempel des Theseus, der neuerdings dem Herkules zugeschrieben wird. Nun betraten wir den alten Friedhof, der vor der Stadt zu beiden Seiten der belebten Dipylonstraße (Doppeltorstraße) lag, die zu dem berühmten Doppeltor führte, früher dem einzigen Eingang zu der mauerumgürteten Stadt. Hier sahen wir herrliche Grabdenkmäler. Von großer Schönheit ist das Denkmal der Hegeso Proxeno: eine vornehme Frau sitzt an ihrem Putztisch — die Verstorbenen sind immer sitzend dargestellt —, und ihr Mädchen überreicht ihr gerade ein Juwelenkästchen. Rührend schön ist das Denkmal der beiden im Leben innig befreundeten Mädchen Demetra und Pamphile. Unsere letzte Fahrt galt dem Nationalmuseum an der Patissiastraße, 1886 von dem Deutschen Lange erbaut; es birgt die größten Kunstschätze Athens: die von Schliemann 1879 ausgegrabenen Denkmäler der Kunst des alten Mykene, die bis 1500 v. Chr. zurückreichen, die Schöpfungen der vorklassischen und klassischen Periode — hier besonders die einzige, erst 1879 in der Erde gefundene Wiedergabe der Kolossalstatue der Athene des Phidias aus dem Parthenon und die berühmten Amazonenkämpfe vom Tempel des Aeskulap in Epidaurus — schließlich die Produkte der römischen und alexandrinischen Periode. Nachdem wir noch der griechisch-katholischen Kirche einen Besuch abgestattet hatten, bildete den Abschluß des Tages ein von der griechisch-polnischen Handelskammer veranstalteter Teeabend, den auch Ministerpräsident Venizelos mit seiner Gegenwart beehrte.

An der Westseite des Atlantischen Ozeans bewegen sich die Eisberge südlich bis Neuyork. Wenn sie an der östlichen Seite des Atlantischen Ozeans ebenso weit nach Süden ginoen, würde man im Meerbusen von Biscaya Eisberge finden.

Die Wandlung des Korbsessels.

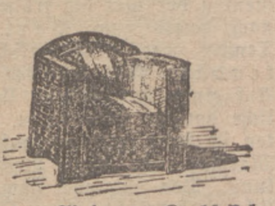
Flechtmöbel wurden früher fast ausschließlich als Garten- oder Balkonmöbel, allenfalls noch als Aushilfsmöbel für Sommerwohnungen verwendet. Man schätzte sie wegen ihrer Leichtigkeit, Billigkeit und Bequemlichkeit, stellte jedoch in bezug auf ihre äußere Ausgestaltung keine allzu hohen Ansprüche. So ergab es sich von selbst, daß lange Jahre hindurch Flechtmöbel in stets wiederkehrender, mehr oder minder stereotyper Ausführung auf den Markt kamen, wobei auch als Flechtmaterial, das immer nur in seiner natürlichen, weißlich-gelben Färbung verwendet wurde, außer Peddigrohr deutsche Weide und deutsches Schilf kaum mehr zur Verwendung gelangten.


Alter Korbsessel.

Die so entstandenen Flechtmöbel genügten zwar den Ansprüchen, die man an sie als Garten- und Aushilfsmöbel stellte, waren jedoch darüber hinaus, etwa als Wohnraummöbel, einfach undenkbar. Sie stachen in ihrer äußeren Gestalt, in ihrer aufdringlich hellen Färbung ungünstig von den dunklen Edelholzmöbeln ab und wirkten in deren unmittelbarer Nähe unscheinbar, ja störend. Der Ausgestaltung der Flechtmöbel wurde erst dann erhöhte Aufmerkamkeit zugewendet, als aus dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse heraus sich unsere Wohnungskunst äußerste Sparsamkeit zum obersten Grundsatz machen mußte, ein Sparsamkeit, die sich nicht nur auf die Anschaffungskosten bezog, sondern nicht zuletzt auch auf die Kraft der Hausfrau, die sie beim Reinigen und Instandhalten der Wohnung aufwenden muß.

Sessel für Herrenzimmer, aus deutscher Weide geflochten, dunkel gefärbt.

Nicht alle Hausfrauen sind heute in der Lage, sich Dienstpersonal zu halten, die weitaus meisten müssen ihren Haushalt allein in Ordnung halten, wobei die schweren, oft umfangreichen Holzmöbel, Ledersessel, Sofas und ähnliches, der nicht sonderlich kräftigen Hausfrau viele Schwierigkeiten bereiten. Es war daher verständlich, daß der Wunsch nach gediegenen und trotzdem leicht transportablen Möbeln rege wurde, und es lag nahe, daß man in dem Bestreben, diesem Wunsche gerecht zu werden, den Flechtmöbeln erhöhte Aufmerksamkeit zuwandte. Man begann nach neuen Formen und neuen Fabrikationsmethoden zu suchen. Man fand neues natürliches und künstliches Flechtmaterial und erhöhte die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse durch geschmackvolle, haltbare Färbung des Flechtmaterials. So gelangte man schließlich zu Möbeln, die bei verhältnismäßig geringem Preis in ihrer Ausgestaltung selbst hochgestellten Ansprüchen genügen konnten (Abb. 2). Wenn auch die Flechtmöbel bis heute trotzdem noch nicht allgemein als vollwertige Wohnraummöbel anerkannt sind, so haben die Bestrebungen auf dem Gebiete der Flechtmöbelfabrikation doch dazu geführt, daß Korbsessel, Stühle usw. eine Veredlung ihrer äußeren Ausgestaltung erfahren haben und in bezug auf Farbe und Form eine erfreuliche Mannigfaltigkeit aufweisen. Die heute mit allen möglichen Dekorationsstoffen versehenen, mit Kissen geschmückten Korbsessel sind nicht nur behaglich und angenehm, sondern auch hübsch anzusehen und vortrefflich in das Bild eines Zimmers einzufügen.


Moderner Korbsessel

Fröhliche Ecke.

Sein Pech. Zwei Finanziers besprachen die Kursstürze in Wall-Street. „Ich habe scheußliches Pech gehabt," sagte der eine. „Ueber 20 000 Pfund an einem Tage verloren." — „Tatsächlich sehr unangenehm," stimmte der Zweite zu. — „Ja," sagte der erste, „und beinahe 50 Pfund waren mein eigenes Geld!"
(„Daily Herald")

Mißverstanden. Herr im Fundbüro: „Ach, verzeihen Sie, ich habe ein Portefeuille verloren."
Beamter: „Nee, mein Lieber, Sie wollen uns doch nicht vormachen, daß Sie Minister sind!"
(„Journal")